

Die Heimat der Universität.

Rede

an die Studierenden

beim Antritte des Rektorates

der

Ludwig-Maximilians-Universität

gehalten

am 1. Dezember 1883

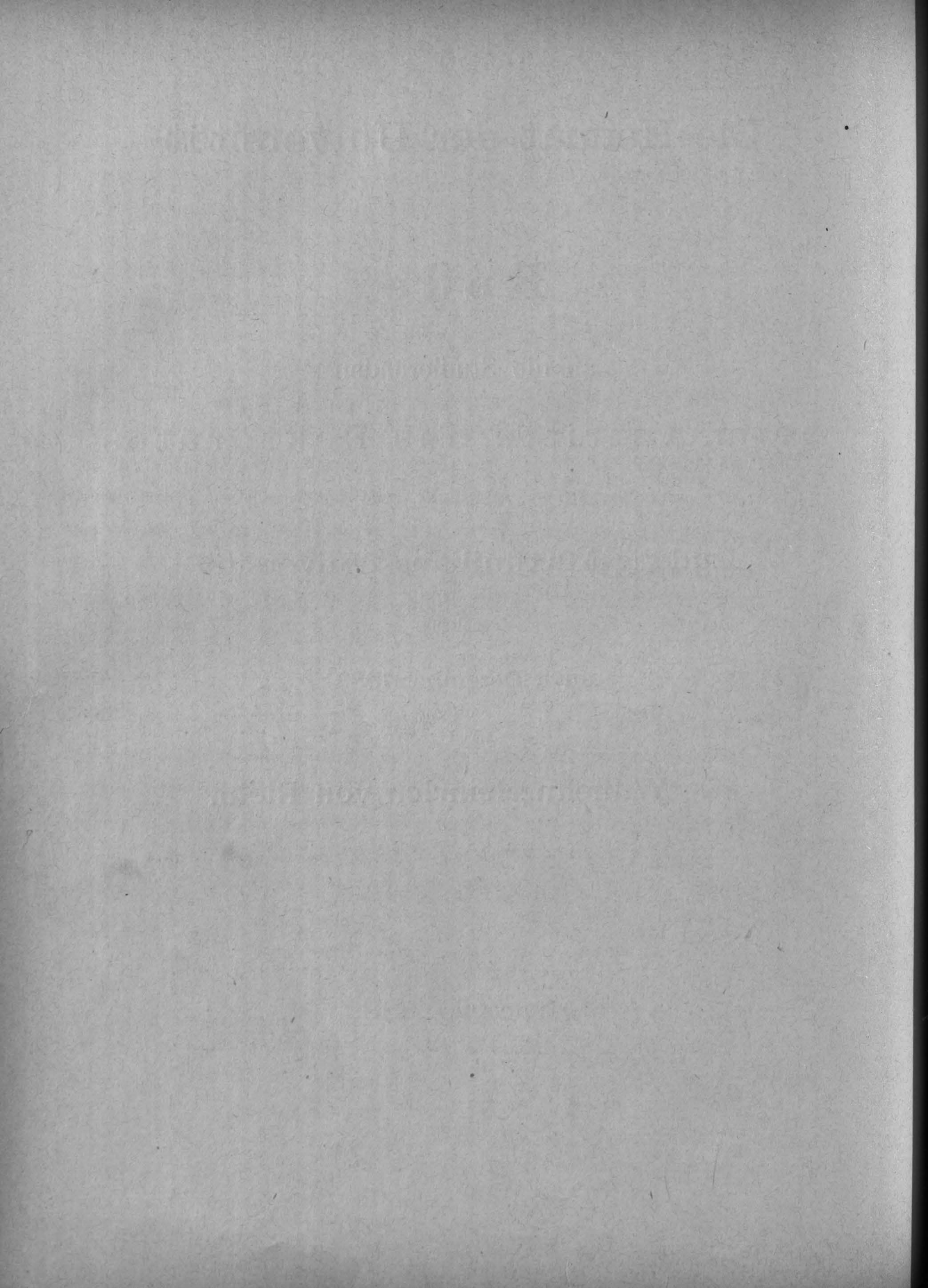
von

Dr. Wilhelm Heinrich von Riehl.



München, 1883.

KGL. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI VON DR. C. WOLF & SOHN



Hochansehnliche Versammlung!

Eine vierfache Corona begrüße ich heute in dieser festlich geschmückten Halle: Die hohen Ehrengäste im Vordergrund; zur Rechten und Linken die verehrten Genossen des akademischen Lehramtes in den Farben aller Fakultäten, im weiten Mittelraume des Saales unsere studierende akademische Jugend, und — noch eine vierte Corona — auf hohem Balkone: die Damen!

Es läge nahe und wäre verlockend, eine Ansprache an diese gesammte erlesene Zuhörerschaft zu richten in der Form einer wissenschaftlichen Studie, wozu der Redner den Stoff aus seinem nächsten Arbeitskreise schöpfen könnte. Allein die Pflicht des Tages heischt Beschränkung; das alte Herkommen fordert, dass der Rektor der Universität in dieser Stunde eine ermahrende Ansprache an die Studierenden richte.

Und so fasse ich zunächst diese engere Corona in's Auge.

Indem aber mein Blick hinüberschweift zu der Schar unserer jugendlichen Freunde, den Vertretern der ganzen Studentenschaft, gedenke ich, aus wie vielen Ländern und Orten Sie hiehergeströmt sind, zum Theil aus weiter Ferne, wie bunt sich ihre Reihen mischen nach Heimat und Landsmannschaft der Einzelnen.

Anmerkung. Nach stenographischer Aufzeichnung, mit einigen Zusätzen.

Sie alle aber gewannen eine neue gemeinsame Heimat hier in diesem Hause. Sie wurden akademische Bürger, Bürger dieser Universität. Ist Ihr Aufenthalt bei uns auch nur vorübergehend, so soll doch die Frucht desselben dauernd nachwirken, und Sie sollen ein Heimatsgefühl für unsere Universität bewahren, auch wenn Sie schon längst von ihr geschieden sind.

Ich möchte nun topographisch untersuchen, wo diese Heimat liegt, wo denn unsere Universität selber eigentlich zu Hause ist und wir mit ihr.

Unsere Universität liegt in München, und wir nennen sie kurzweg Münchener Universität, obgleich die deutschen Universitäten offiziell nicht nach der Stadt, sondern nach den Namen der Stifter und des Landes genannt werden. Eine städtische Universität ist unsere Hochschule nicht. Nur einmal bestand eine städtische Universität innerhalb der Grenzen des deutschen Reiches: das war die reichsstädtisch nürnbergische Universität Altdorf. Es ist ein Blatt in dem stolzen Ruhmeskranze der Reichsstadt Nürnberg, dass sie allein eine Universität gegründet hat, die seit 1578 stufenweise entstanden, mitten in der Schreckenszeit des dreissigjährigen Krieges (1623) ihre kaiserlichen Privilegien gewann und sich durch mehr als zwei Jahrhunderte behauptet hat. Hätten sich in alter Zeit andere Reichsstädte, hätten sich die grossen Hansastädte zu ähnlichen Schöpfungen aufgeschwungen, so würden jene Städte in den schlimmen Tagen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wahrscheinlich einen anderen Charakter behauptet, sie würden jugendkräftiger und strebsamer den Wettkampf mit den damals aufblühenden Residenzstädten bestanden haben.

Aber wenn auch unsere Universität München keine städtische Universität ist, so wurzelt sie doch im Boden dieser Stadt. Das deutsche Städtewesen hat in den jüngsten Jahrzehnten wunderbar zugenommen an Fülle,

Macht und Originalität; unsere Städte werden zusehends nicht nur volkreicher, sondern auch vielfarbiger, charaktvoller, sie umstricken mit ihrem Einfluss, was nur in ihre Nähe kommt.

So können sich auch die alten Universitäten dem Einflusse der modernen Stadt nicht entziehen. Die Grosstadt bestimmt mehr, als man gewöhnlich glaubt, den Geist der Universität in ihren Mauern. Die Rolle, welche beispielsweise die Wiener Universität, ja die Wiener Studentenschaft seit 1848 bis auf diesen Tag gespielt hat, wäre ausserhalb Wiens undenkbar. Andererseits gehen viele der schärfsten Züge akademischen Lebens in der Grosstadt geradezu verloren.

In den alten kleinen Universitätsstädten dagegen, die, was sie sind und bedeuten, wesentlich ihrer Universität verdanken, erhält auch heute noch die Stadt ihren auszeichnenden Charakter durch die Universität.

Hier in München behaupten wir eine glückliche Mittelstellung. Die Universität kam nach München, als unsere Stadt noch mässig gross war. Aber jenes alte München von 1826 stand doch schon festgewurzelt in seinem Wesen, als Hauptstadt des Königreichs, als deutsche Kunstmetropole. Durch seine Akademie der Wissenschaften war es auch schon längst eine hervorragende Stätte deutscher Gelehrsamkeit. Da erst siedelte die Universität in seine Mauern über. Sie musste sich den Boden erobern und sie hat ihn erobert. München ist inzwischen herangewachsen zu einer Grosstadt voll des mannigfaltigsten Betriebes, durch Interessen aller Art Fremde und Heimische fesselnd. Die Stadt München hat die Universität nicht verschlungen und die Stadt wird nicht beherrscht durch die Universität, aber beide fördern sich gegenseitig.

Wenn irgend eine deutsche Hochschule, dann hat die unsrige den

Einfluss der städtischen Heimat recht deutlich an sich selbst erlebt. Sie gehörte im Laufe der Zeit drei Städten und ist mit jedem Ortswechsel wesentlich eine andere geworden. Nicht bloss durch den Einfluss des Ortes, aber doch auch mit demselben. In Landshut konnte sie sich freier entfalten als in Ingolstadt, in München freier als in Landshut; die Universität hätte nicht entfernt das werden können, was sie geworden ist, wenn sie bis auf diesen Tag in Landshut oder Ingolstadt geblieben wäre.

Wir wissen auch recht gut, dass wenigstens ein Theil der Anziehungskraft, die unsere Universität nach aussen übt, der Stadt München gutgeschrieben werden muss. Die künstlerische Atmosphäre, die uns hier umgibt, lockt auch den Jünger der Wissenschaft, das grösste und eigenartigste städtische Zentrum süddeutschen Lebens reizt den Mittel- und Norddeutschen zum Besuche, und die wanderlustige Jugend mag so gerne in der einzigen Universitätsstadt des deutschen Reiches weilen, von deren Zinnen man die Gipfel der Alpen sieht.

So fühlen wir Alle uns denn heimisch auf dem Boden dieser schönen Stadt aus vielerlei Gründen und sind dankbar für das freundliche und fördernde Entgegenkommen, welches die Universität jederzeit bei der Bürgerschaft, welches sie insbesondere auch bei den Vätern der Stadt München gefunden hat.

Die Münchener Universität liegt in Bayern. Sie ist eine bayerische Landesuniversität. Genau genommen heisst sie die „Ludwigs-Maximilians-Universität“ nach den erlauchten Namen ihres Gründers und ihres Erneuerers. Ein historisch Unkundiger könnte fragen, welcher Ludwig und welcher Maximilian gemeint sei? denn wir sind so glücklich, mehrere Ludwige und mehrere Maximiliane zu besitzen, die sich alle als Förderer,

zum Theile als epochemachender Förderer unserer Universität hervorgethan haben. Und bei diesen fürstlichen Namen gedenken wir auch gerne unseres erlauchten Beschützers, Seiner Majestät des regierenden Königs, dem die Universität so viel verdankt und dem sie immer zu Treue und Dank sich verpflichtet fühlen wird.

Die meisten deutschen Universitäten führen ihre Namen von Fürsten, und alle deutschen Universitäten mit Ausnahme der drei schweizerschen sind von Fürsten gestiftet.

Die Mehrzahl der alten Universitäten des romanischen Südens entstanden im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert und im Anfang, des fünfzehnten. Sie gehören dem Mittelalter an. Die meisten deutschen Universitäten dagegen wurden im fünfzehnten und insbesondere im sechzehnten Jahrhundert gegründet. Sie gehören der Zeit der Renaissance, sie erwuchsen unter dem belebenden Frühlingshauche des aufblühenden Humanismus und unter den Märzstürmen jener gewaltigen religiösen, sozialen, politischen und nationalen Kämpfe, welche wir mit einem Gesamtnamen die Reformation nennen. Zur selben Zeit aber festigte sich immer mehr die neue landesherrliche Macht, die Macht des absoluten Fürsten der Renaissance. Und gerade die absoluten Fürsten thaten sich als Gründer und Patrone der Universitäten hervor, während doch diese akademischen Stiftungen und Korporationen in ihrer inneren Verfassung keineswegs monarchisch zugespitzt waren, sondern den aristokratisch-republikanischen Charakter behaupteten.

Die deutschen Universitäten waren von Anfang an und blieben Landesuniversitäten, was man von den älteren romanischen Universitäten nicht sagen kann. Jene fürstlichen Gründungen erscheinen als die ersten

prophetischen Akte künftiger „Kulturpolitik“ zu einer Zeit, wo man sonst noch wenig Kulturpolitik trieb. Fast alle neuere staatliche Kulturpflege begann mit der Pflege geistiger Interessen, um erst durch dieselben zur Erkenntnis und Pflege der materiellen übergeleitet zu werden. Dies zeigt namentlich ein Blick in die deutsche Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Das Schicksal unserer hohen Schulen, als Landesuniversitäten, verknüpfte sich fortan aufs engste mit der politischen Geschichte des Landes. Es wäre eine schöne Aufgabe, darzustellen, wie die Partikular-Geschichte der deutschen Territorien sich spiegelt in der Geschichte ihrer Universitäten, wie das Steigen und Fallen dieser Anstalten keineswegs bloß durch die grossen wissenschaftlichen Strömungen oder den Einfluss gelehrter Grössen, sondern ebenso sehr durch jeweils herrschende Staatsweisheit oder Staatsthorheit bedingt war.

Achtzehn deutsche Universitäten sind verschwunden, sie versanken zum Theil nach jahrhundertelanger Blüthe. Wie die Zeit der Renaissance und Reformation besonders reich war an Gründungen neuer Hochschulen, so hat die Zeit der grossen politischen Umgestaltung Europa's am Schlusse des achtzehnten und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts besonders viele solcher altberühmter Anstalten hinweggefegt. Die Universitäten der drei geistlichen Kurfürstentümer Köln, Trier und Mainz verschwanden in den Revolutionsjahren (von 1791—98); die braunschweigische Universität Helmstädt ging im neuen „Königreich Westfalen“ zu Grunde (1809), das reichsstädtische Altdorf theilte das Schicksal der Reichsstädte und des alten Römischen Reiches (1809); die sächsische Universität Wittenberg verschwand bald nach der grossen Katastrophe Sachsens (1817). Dagegen

erinnert uns das Stiftungsjahr der Berliner Universität (1809) an die innere Erhebung Preussens nach seinen Niederlagen und die Gründung Bonn's (1818) an die Neugestaltung Preussens nach seinen Siegen.

Alle diese Jahreszahlen reizen zum Nachdenken.

Weit mehr als bei anderen Schulen hing der Lebensfaden der Universitäten an dem Lebensfaden der Staaten, welchen sie angehörten.

Fürstliche Gründungen und selbständige Stiftungen und Korporationen in alter Zeit, sind sie mit der wachsenden Staatsmacht Staatsanstalten geworden. Wie die Kulturpolitik früher schon bei Kunst und Wissenschaft begann, so wurden auch die Schulen früher „verstaatlicht“ als andere Organismen unseres Kulturlebens. Und wären auch nicht höhere Gründe, so führt schon das fortwährend steigende Ausgabebudget unserer Universitäten, welches längst nicht mehr aus den alten Stiftungsmitteln gedeckt werden kann, auch die reichsten dieser Schulen dem Staate immer mehr in die Arme. Die entscheidendsten Neugestaltungen in Geist und Form unserer Universitäten sind aus dem Wesen des modernen Staates hervorgewachsen, unbeschadet so vieler alter Institutionen, die sich im akademischen Leben behauptet und mit dem Neuen zu einem so eigenartigen Ganzen verbunden haben.

So ist denn unsere Hochschule nicht nur zu Hause in München und im Lande Bayern, sie ist auch zu Hause im bayerischen Staate. Jede Immatrikulation wird, wie schon der Wortlaut der Matrikel besagt, „unter den Auspicien Seiner Majestät des Königs“ vorgenommen, jede Doktor-Promotion ausdrücklich unter denselben Auspicien vollzogen. Ueber der Selbstregierung unserer Körperschaft, die wir als ein kostbares Kleinod bewahren, waltet die obere Instanz der Staatsregierung, und ihrer Fürsorge,

wie der Fürsorge der Volksvertretung ist das Gedeihen unserer Alma mater zum grossen Theile anheimgegeben.

Das akademische Bürgerrecht ist nur vorübergehend und wirkt nicht ausschliessend wie ein politisches Bürgerrecht; dennoch soll sich auch der ausländische akademische Bürger heimisch wissen nicht nur in dem Lande, sondern auch in dem Staate, welcher die hohe Schule schirmt und fördert.

Die Förderung von Staat und Universität ist aber zu allen Zeiten gegenseitig gewesen. Der Staat legitimirt sich in gewissem Sinne nach Aussen durch den Besitz einer Universität. Das haben jene Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts wohl gewusst, welche Universitäten gründeten, um in einer Zeit der heftigsten Geisteskämpfe die selbständige Kulturbedeutung ihres Landes zu beurkunden und zu behaupten. Staaten, welche nicht einmal eine eigene Universität besitzen, sind wirklich Kleinstaaten.

Es ist in unserer Zeit nicht überflüssig daran zu erinnern, dass die Rangstufe der Staaten auch ein wenig mitbedingt ist durch die selbständige Pflege der Wissenschaft.

Indem die Landesuniversität für das Land und nach Innen wirkt, erschliesst sie zugleich das Land nach Aussen. Wir rufen unsere Lehrer aus allen deutschen Gauen und freuen uns, wenn Schüler aus allen Welttheilen kommen und die Früchte und Erinnerungen ihres hiesigen Studiums wieder überallhin mitnehmen. Auch die deutsche Wissenschaft soll ihre Flagge an allen Küsten zeigen.

Die übrigen Bildungsanstalten des Landes, die Elementar- und Mittelschulen, gehören dem Lande im engern Sinne; für die allgemeine Bildung des eigenen Volkes sind sie wichtiger als die Universitäten. Aber die Hochschulen, beiderlei Art, sollen und wollen zugleich nach aussen wirken.

In älterer Zeit war die Zahl der deutschen Gymnasien weit kleiner als heutzutage, die Zahl der Universitäten grösser. Damals war manches ‚Gymnasium illustre‘ in der That berühmt durch die Anziehungskraft, die es nach aussen übte, die Oberklassen erschienen wie eine kleine philosophische Fakultät und aus solchen Gymnasien ist auch mitunter eine wirkliche Universität hervorgewachsen (z. B. Altdorf, Helmstädt, Rinteln, Paderborn). Heute besitzen wir hier eine viel schärfere Theilung der Arbeit wie der Wirkenssphäre.

Jeder Studierende unserer Universitäten kostet dem Staate Geld, und die Staatskasse bezahlt auch jedem Ausländer einen Theil seiner Studien, wofür der Letztere später keinen Ersatz leisten wird. Dennoch ist dieses Geld gut angelegt; es hilft das geistige Band zwischen Staaten, Stämmen und Völkern immer fester schlingen.

Die deutschen Universitäten betonen in ihrer Statistik gerne die Zahl der immatrikulirten Ausländer. Das geschieht nicht aus Prahlerei, es hat einen tieferen Grund.

Wir wünschen nicht blos Fremde an unsere Hochschule heranzuziehen, wir wünschen, dass auch unsere Söhne auswärtige Universitäten besuchen. Glückliche der Studierende, welcher dies in richtiger Wahl durchzuführen vermag! Die Prozentzahl der Fremden ist in neuerer Zeit fast an allen deutschen Hochschulen gewachsen. Nicht im Monopol, sondern im gegenseitigen Austausch wurzelt die Stärke der deutschen Universitäten. Jede dieser hohen Schulen ist Landesuniversität, aber eine Universität, die blos dem Lande gehörte, wäre gar keine deutsche Universität.

Ich greife zum nächstliegenden Beispiele, zum Beispiele aus dem eigenen Hause.

München zählt gegenwärtig doppelt so viel Studierende wie vor zehn Jahren; die Zahl der Nichtbayern aber hat sich seitdem nicht verdoppelt, sondern vervierfacht. Die Ziffer unsers noch nicht ganz abgeschlossenen Personalstandes weist im Augenblicke 2,460 immatrikulierte Studierende auf, und unter diesen 2,460 sind gegen 900 Nichtbayern, das heisst: mehr als ein Drittheil der ganzen Studentenschaft gehört nicht unserem engeren Heimatlande an.

Die Frage, woher die starke Steigerung dieses Prozentsatzes der Auswärtigen gekommen, lässt sich nicht mit einem Worte erledigen. Das erfreuliche Resultat wurde gewonnen, weil die Lehrkräfte bedeutend vermehrt und verbessert worden sind; würde man hier stehen bleiben, geschweige rückwärts gehen, so würde auch jene angenehme Ziffer alsbald bedeutend sinken.

Die kostbaren Anstalten und Attribute unserer Universität wurden erheblich erweitert und bereichert. Das wirkte gleichfalls mit.

Ich glaube auch sagen zu dürfen: die Ausländer kommen in wachsender Zahl, weil der Fleiss, die Strebsamkeit, der Wetteifer bei Lehrern und Lernenden gewachsen ist und weil der alte gute Ruf unserer Studentenschaft sich fortdauernd behauptet hat.

Es gibt aber noch einen tieferen, weitergreifenden Grund: der auswärtige Besuch Münchens nahm zu, weil die politische und moralische Machtstellung Bayerns seit der Gründung des Reiches und im Reiche zugenommen hat, und weil das Reich selber sich stätig festigte und kräftigte und so das Ansehen des deutschen Namens steigerte in aller Welt. Je grössere Harmonie im Innern Deutschlands herrscht, um so lebendiger wird auch der Austausch der Universitäten sein. Ein Blick

in die Personal-Statistik unserer Hochschule von 1848 bis zur Gegenwart zeigt uns das Steigen und Fallen des Prozentsatzes der auswärtigen Studierenden in engem Zusammenhange mit den inneren politischen Konflikten, welche unser grosses gemeinsames Vaterland so lange geschädigt haben; und trotz der Berufung zahlreicher trefflicher Lehrkräfte vermochte München in den fünfziger und sechziger Jahren jene Anziehungskraft nach Aussen nicht voll und ganz zu üben, die es bei harmonischerem Zusammenhalt der deutschen Staaten untereinander damals sonst gewiss schon bewährt haben würde.

Wir haben ganz unvermerkt die Grenzen unserer engeren Heimat überschritten: die bayerische Landesuniversität München liegt in Deutschland.

Vor elf Jahren, im Sommer 1872, feierten wir das vierhundertjährige Jubiläum unserer Hochschule. Damals tagte eine erlauchte Versammlung in dieser Aula; dichtgeschart sassen hier die Vertreter aller deutschen Universitäten. Wir fühlten uns mit den Gästen daheim in Deutschland und die Gäste fühlten sich mit uns zu Hause in München.

Eine kurze Spanne Zeit war erst verstrichen seit dem Abschlusse des Frankfurter Friedens, der den grossen ruhmvollen Krieg gegen Frankreich beendet hatte; eine kurze Spanne Zeit, seit in Versailles das deutsche Reich verkündet worden war. Die grossen Ereignisse warfen vergoldend ihren Widerschein auf unser Fest. Die Münchener Universität war die erste, welche im neuen deutschen Reiche ihr Jubiläum beging, wie die Strassburger im Frühling desselben Jahres als die erste vom Reiche gegründet worden war; auch ein Wahrzeichen: der Wiedergewinn

des Reichslandes wurde besiegelt durch die Gründung der neuen, oder richtiger durch die Erneuerung der alten Universität.

Im Kreise der Genossen, die sich aus ganz Deutschland bei unserm Feste eingefunden, gedachten wir gehobenen Sinnes wahrlich des grossen Umschwunges der sich kaum erst unter unsern Augen vollzogen hatte.

Und doch war uns Männern der Wissenschaft die Thatsache der nationalen Einigung im Innern und der Machtentfaltung nach Aussen nicht ganz so neu und wir betonten sie auch nicht ganz so laut, wie es damals etwa auf einem Kongress von Politikern oder von Offizieren, Kaufleuten, Industriellen geschehen sein würde.

Die Ursache liegt nahe.

Deutschland ist früher zum wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Gemeinbewusstsein gekommen als zum politischen; es hat die gesammelte Macht seines Denkens und Forschens früher im Auslande anerkannt gesehen als die Macht seiner Waffen, seiner Industrie, seines Handels. Wir wären schlechte Patrioten und ächte Doktrinäre gewesen, wenn wir es uns an diesem vorbereitenden Theil-Erfolge der Nation hätten genügen lassen. Aber ein Trost und eine Weissagung war uns dieser Erfolg doch gewesen, und manches frühere Jahrzehnt unserer Geschichte erscheint dem Auge des Gelehrten doch etwas heller und sonniger als dem Auge des Politikers.

Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert geschah es wohl, dass man in deutschen Ländern eine Universität gegen die andere gründete und sie so recht zum Trutze dem Nachbar vor die Nase setzte, und manche hohe Schule ward damals zu einer wahren Citadelle des konfessionellen Haders und der politischen Streitsucht. Von Gemeinbewusstsein

und brüderlichem Zusammenhalt aller deutscher Universitäten war in jenen Zeiten nicht die Rede, und ein Jubelfest, bei welchem die Vertreter des ganzen akademischen Deutschlands in Eintracht zusammen getagt hätten, wäre vor zwei- und dreihundert Jahren ganz undenkbar gewesen. Schon die kirchliche Zwietracht würde die Festgäste in die feindlichen Lager eines Corpus catholicorum und evangelicorum gespalten haben und der Lutheraner hätte wiederum den Reformirten für einen schlimmeren Feind angesehen als den Katholiken und umgekehrt.

Parteien innerhalb der Wissenschaft gibt es heute so gut wie früher. Wir suchen aber den modern universalen Charakter der Universität gerade darin, dass an derselben Schule Männer von allerlei wissenschaftlicher Farbe neben einander wirken, wofern diese Farbe nur ächt ist, und wollen nicht mehr, dass eine Universität gegen die andere zum kirchlichen und politischen Parteikampfe mit geschlossener Macht in's Feld rücke.

Und der verbündende und versöhnende nationale Beruf der deutschen Universitäten ist eben nicht erst jüngsten Ursprungs.

Seit den Befreiungskriegen hat sich ein tiefes nationales Gemeinbewusstsein aller deutschen Universitäten herausgebildet, soweit die deutsche Zunge klingt. Als noch Zollgrenzen und politische und polizeiliche Schlagbäume mancherlei Art die deutschen Staaten trennten, waltete doch schon freier Verkehr zwischen Lehrern und Lernenden der einzelnen Universitäten; und weil die Universitäten des gesamten deutschen Vaterlandes sich als ein ideales Ganze fühlten, so förderten und erfrischten sie auch seitdem ganz in der Stille das Streben nach politischer Einigung. Im kleinen Bilde wissenschaftlichen Gemeinlebens hegten wir schon längst ein Vorbild der grösseren politischen Einheit.

Die innere Erhebung bereitete allmählich die äussere vor — schon seit dem achtzehnten Jahrhundert. Vielleicht überschätzten die Gelehrten mitunter die Macht des Geistesschaffens, durch welche die „Nation von Denkern“ trotz politischer Ohnmacht auch dem Auslande als Grossmacht erschien. Allein seit Leibnitz und Kant, seit Schiller und Goethe, seit Bach und Händel hatten wir Europa doch in einer guten Probe gezeigt, was wir waren und was wir werden konnten.

Ich gedachte der Zusammenkunft der Vertreter aller deutschen Universitäten, wie sie diese Aula im Jahre 1872 gesehen hat. Wenn nun heute wieder eine solche Repräsentation hier tagte, würde sie noch ganz dasselbe Gepräge zeigen wie damals? — Wir würden gewiss nicht minder stark empfinden und aussprechen, dass wir alle zusammengehören. dass wir ein grosses ideales Ganze bilden, wir würden uns in diesem engen Raume wieder zu Hause fühlen in Deutschland.

Aber wir würden auch die Anzeichen einer neuen Gruppierung entdecken, die sich fortschreitend allmählich unter den deutschen Universitäten zu vollziehen beginnt. Gruppierung ist nicht Trennung.

Wir beginnen nämlich zu unterscheiden zwischen Universitäten des deutschen Reiches und — wie man sich ausdrückt — Universitäten deutscher Zunge. Und offenbar gestaltet sich ein engerer Zusammenhang zwischen den Universitäten des deutschen Reiches. Das ist ganz natürlich. Konnten sich schon in früheren unpolitischen Zeiten die Hochschulen dem Einflusse des engeren Staatsverbandes nicht entziehen, so werden sie sich in diesen hochpolitischen Tagen noch viel weniger dem

Einflüsse des grossen nationalen Gesamtverbandes zu entziehen vermögen. In unserer Personal-Statistik hat sich die Gruppierung nach Studierenden aus dem „Deutschen Reiche“ und dem „Auslande“ ganz von selber eingebürgert. Am „Schwarzen Brett“ sehen wir soeben die Bewerbung um ein Stipendium ausgeschrieben, welches nur von Studierenden einer Reichsuniversität gewonnen werden kann. Das medizinische und pharmazeutische Studium ist durchs ganze Reich gleichartig geregelt und die bestandene ärztliche Approbations-Prüfung berechtigt zur Praxis im ganzen Reiche. In den anderen Fakultäten sind wir zwar noch nicht so weit. Doch bedingt bei den Juristen schon die Darstellung der Institutionen des Reichs einen neuen gemeinsamen Lehrstoff, der sich durch die Prozessordnungen bereits erweitert hat und durch die zu erwartende deutsche Zivilgesetzgebung noch ansehnlicher erweitern wird.

Selbst in den akademischen Sitten und Bräuchen unserer studierenden Jugend ist seit Jahren ein ausgleichender und verschmelzender Zug deutlich bemerkbar. Auch hier vollzieht sich leise ein wechselseitiger Austausch zwischen dem Norden und Süden des Reiches, während das Studentenleben auf den deutschen Universitäten Österreichs und der Schweiz noch weit mehr seinen besonderen Traditionen folgt.

Die verbindende Kraft des Reiches wird ihren Einfluss auf das Zusammenhalten der Reichs-Universitäten nicht nur behaupten, sie wird ihn steigern. Das ist ganz natürlich, nothwendig und heilsam.

Aber vor zwei Dingen müssen wir uns hüten; sonst würde der Segen zum Fluche. Aus der „Gruppe“, aus dem „Bunde“ kann und darf keine Zentralisation der Universitäten des deutschen Reiches erwachsen. Die deutschen Universitäten haben so vieles Gemeinsame und

doch ist jede derselben ein Original und will es bleiben. Das sehen wir schon bei den drei Schwester-Universitäten Bayerns, die sich so gründlich von einander unterscheiden als es nur irgend drei leibliche Schwestern vermöchten.

Jede Universität hat ihre besondere Geschichte, die in gar vielen Sitten und Einrichtungen heute noch nachwirkt. Namentlich waltet hier ein sehr bemerkbarer Unterschied zwischen den hohen Schulen älterer und neuerer Gründung. Man soll in diesen Dingen nicht uniformiren, nicht ein Normal-Statut für alle schaffen wollen. Das hiesse den Geist der „deutschen Universität“ antasten. Denn gerade aus dem individuellen Leben, welches die Einigung niemals ausschloss, erblühte die innerste Kraft unserer Hochschulen.

Es gibt keine „erste Universität“ in Deutschland, keine Normal- und Zentral-Universität, keine Reichs-Haupt-Universität. Zu allen Zeiten haben wir wechselnd tonangebende, hervorragende Universitäten besessen, je nach dem Einflusse grosser Meister und ihrer Schulen, aber niemals hat eine einzige schlechthin und in allen Fakultäten die übrigen beherrscht. Es wäre sehr äusserlich, den Rang dieser Schulen nach der Zifferngrösse der Studentenschaft zu messen, oder nach dem Reichthum ihrer Geldmittel, oder nach der Lage in der politischen Hauptstadt. Im deutschen Reiche zählen wir viele Haupt- und Residenzstädte, aber nur zwei Universitäten liegen in einer solchen Stadt und auch diese sind erst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts dorthin gekommen. Dagegen gedeiht eine grosse Zahl deutscher Universitäten besonders gut an ehemaligen Fürstensitzen, die als solche längst verwaist sind, in Haupt- und Residenzstädten ausser Dienst. Das moderne Staatsleben drängt zur Hauptstadt, aber die

übrigen unendlich mannigfaltigen Formen der Kultur suchen ihre selbstständigen Mittelpunkte, wenigstens in Deutschland, überall im Lande.

Die „Zentral-Universität“ ist ein französischer und insbesondere ein ächt napoleonischer Gedanke. Napoleon I. hat in Paris eine solche oberste Muster-Universität gegründet. Sie sollte an der Spitze des ganzen Unterrichtswesens stehen und alle andern Schulen überwachen, den ganzen Lehrgang organisieren. Sie hat für Frankreich wenig getaugt und würde für Deutschland gar nichts getaugt haben.

Wollte man die Universitäten des deutschen Reiches äusserlich zentralisiren, so würden sie in ihrem innersten Wesen auseinander fallen. Man schaffe eine privilegierte erste deutsche Universität, und die deutschen Universitäten werden aufhören, die ersten in Europa zu sein.

Indem wir uns des engeren Bundes der Hochschulen des deutschen Reiches erfreuen, dürfen wir aber auch nicht abschliessend und kalt werden gegen die übrigen deutschen Universitäten jenseit der Reichsgrenze.

Im Gegentheile, je fester wir zusammenstehen, um so stärker wird unsere Anziehungskraft nach jener Seite wirken, um so treuer und thatkräftiger werden wir auch hier das grössere Gemeinbewusstsein hegen.

Das deutsche Reich, so gross und stark es erstanden, ist doch nicht Deutschland; es umfasst nicht die ganze deutsche Nation. Mit diesem geweihten Namen bezeichnen wir, wie schon der Wortsinn sagt, ein Naturvolk, welches verbunden ist durch die Gemeinsamkeit des Stammes, der Sprache, der Sitte und des historischen Bodens, auf dem es erwuchs,

in welchem es wurzelt. Fast nie und nirgends decken sich rein und dauernd die Begriffe von Staat und Nation. Ja es wäre gar nicht gut und würde zur Erstarrung führen, wenn sich diese Begriffe überall thatsächlich deckten. Und doch wird anderseits die Nation erst fest und selbstbewusst durch den Staat. In diesem Widerspruche, der stets zur Lösung drängt und doch sich niemals löst, gründet zum guten Theil der politisch nationale Fortschritt der Menschheit.

Die Nation ist dauerhafter als der Staat, und das Gemüth des Einzelnen wie der Völker wird allezeit am tiefsten ergriffen von der Naturmacht der nationalen Verbrüderung. Jede politische Trennung nationaler Glieder schmerzt uns, auch wenn wir viel dabei gewinnen. Denn vor allem wünschen wir doch, die Nation möge sich selber voll und ganz besitzen. Darum empfanden wir es mit tiefem Schmerze, dass ein Theil Deutschlands und der deutschen Nation durch die eherne Nothwendigkeit von unserm Reiche politisch losgelöst werden musste. Aber die geheimsten Bande der nationalen Blutsverwandtschaft sind darum doch nicht zerschnitten. Und wo wir irgend ein Wahrzeichen sehen, dass die politische Trennung nationaler Bestandteile keine absolute sei, da begrüßen wir dieses Zeichen freudig und hoffnungsvoll. So war die Allianz, welche seit etlichen Jahren das Deutsche Reich mit Österreich wieder verbindet, nicht bloss ein Akt hoher staatsmännischer Weisheit, sondern zugleich ein Akt nationaler Nothwendigkeit.

Die nördlichste deutsche Universität ist nicht Königsberg sondern Dorpat, die südlichste nicht Freiburg sondern Bern; die deutschen Hochschulen Österreichs, der Schweiz und Russlands liegen eben so gut in unserer nationalen akademischen Gesamtheimat wie Berlin oder München.

Dies dürfen wir Akademiker am allerwenigsten jemals vergessen, und wo deutsche Wissenschaft und ihre Priester und Jünger auf unsern Universitäten jenseit der Reichsgrenze von fremden Nationen bedrängt sein sollten, da werden wir uns der Gemeinschaft, die uns Alle trägt und hebt, um so wärmer und thatkräftiger erinnern.

Die Heimat unserer Universität ist nicht bloss in Bayern und im Reiche; sie ist im Herzen der ganzen deutschen Nation.

Dies darf ich sagen, auch ohne jenes kleineren Kreises unserer jungen akademischen Mitbürger zu vergessen, die gar keine Deutsche sind, sondern Söhne anderer Nationen. Es fällt uns nicht ein, die Studierenden aus Italien, England, Frankreich hier zu germanisiren. Und doch sollen auch sie sich unter diesem gastlichen Dache heimisch fühlen in Deutschland. Sie sollen deutsches Wesen schätzen und ehren lernen, sie sollen und wollen ja ihren eigenen nationalen Geist befruchten und bilden im Studium deutscher Wissenschaft. Denn wenn sie in keiner Weise hätten berührt sein wollen von dem Hauche deutschen Geistes, dann wären sie ja gar nicht hierher gekommen.

Im Jahre 1875 feierte die holländische Universität Leyden das Jubiläum ihres dreihundertjährigen Bestandes. Mir war es damals vergönnt, als einer der Vertreter unserer Universität bei diesem einzigen Feste zugegen zu sein. Ich sage, bei diesem einzigen Feste. In der engen, alten Aula, welche Zeuge der ganzen reichen Geschichte dieser einst weltberühmten Universität gewesen ist, in der engen, alten Aula, welche Niebuhr die ehrwürdigste Stätte der Wissenschaft in Europa ge-

nannt hat, waren neben den Holländern Vertreter fast aller deutschen Universitäten versammelt und die Vertreter fast aller Länder Europas, dazu auch Sendboten fremder Welttheile.

Wir fühlten uns zu Hause in Leyden, aber wir fühlten uns zugleich auch zu Hause in Europa, zu Hause in der wissenschaftlichen Welt. Nur auf dem neutralen Boden des gastfreien Holland war eine solche Zusammenkunft möglich. In Berlin, München, Wien, Paris, London wäre sie ganz undenkbar gewesen.

Wir hatten damals zugleich den Eindruck, als seien wir wieder zurückgekehrt in die längst verschwundene Frühzeit der Universitäten, zur Renaissance, wohl gar ins Mittelalter, wo sich die Universitäten noch nicht nach Fakultäten gliederten, sondern nach Nationen. Wir standen ja zusammen, Nation neben Nation und verkehrten miteinander in Frieden und Eintracht; war doch die wissenschaftliche Heimat uns allen gemeinsam!

Die Wände der Aula waren bis zum hintersten Winkel bedeckt mit den Brustbildern der alten Leydener Professoren. Auch hier blickte eine völkerverbindende Gesellschaft auf uns herab. Gar mancher dieser gelehrten Herren war aus der Fremde nach Holland gekommen, um hier ein neues Vaterland zu finden, die berühmtesten unter ihnen zu einer Zeit, wo Holland der klassische Boden der Philologie und des Völkerrechtes war. Und wäre Leyden nicht damals eine europäische Universität gewesen, so würden sich heute wohl kaum die Vertreter so vieler Nationen zu seinem Jubelfeste eingefunden haben. Es war so eng in der alten, überfüllten Aula, und doch trug der Blick so weit in dem engen Raume!

Wir mussten mitunter zurückgreifen zur alten Sprache der gelehrten Welt, zum Lateinischen, dass wir uns gegenseitig verständigten. Auf

dem allgemeinen Kommerse der Studentenschaft begrüßte ein holländischer Student die fremden Gäste in lateinischer Anrede. Als darauf ein deutscher Professor in humoristischer Laune sagte, es scheine, dass die Studenten in Holland besser lateinisch sprächen, als in Deutschland die Professoren, da erhob sich ein deutscher Professor der Theologie und erwiderte in einer glänzenden lateinischen Ansprache und zeigte, dass die deutschen Gelehrten auch lateinisch sprechen können.

Bei dem Bankette, welches Prinz Friedrich der Niederlande der Festversammlung gab, begrüßte der erlauchte Wirth seine internationalen Gäste mit zündenden deutschen Worten, — zur Verwunderung der Franzosen.

Bald nachher aber erhob sich ein preussischer Offizier in Uniform, ein deutscher Prinz, und sprach aus dem Stegreif frisch und fließend lateinisch — zum Staunen der gelehrten Holländer.

Wenn die Dänen, Ungarn, Finnländer, Norweger, Portugiesen, wie sie da alle vertreten waren, sich verständlich machen wollten, so mussten sie lateinisch sprechen. Hätten sie in ihrer Muttersprache geredet, so würden sie vermutlich nur sich selbst verstanden haben. Bei dem grossen Festakt in der Peterskirche hielt der Rektor von Leyden seine Hauptrede, wie sich's geziemte, holländisch. Aber uns Fremden war auch bereits eine gedruckte französische Uebersetzung in die Hand gegeben, damit wir dem Redner folgen konnten. Wir Deutsche durften dagegen auch in unserm geliebten Deutsch reden und wurden doch von den Meisten verstanden und wir machten reichlich Gebrauch von diesem Vortheil. Aber auch die Engländer und Franzosen sprachen oft genug in ihrer Muttersprache und alle Welt verstand sie.

Man erkannte zuletzt doch recht klar, dass das Latein, die alte Ge-

lehrtensprache, heute nicht mehr ausreicht für den internationalen Austausch der Wissenschaft, dass wir überhaupt eine Weltsprache nicht mehr besitzen, sondern mehrere Sprachen der gebildeten Welt. Und mit Stolz und Freude sahen wir bei diesem europäischen Congresse thatsächlich bestätigt, was wir freilich längst wussten, dass unser Deutsch jetzt auch eine solche Weltsprache geworden ist. Vor hundert und mehr Jahren war dem noch nicht also. Im Jahre 1726 konnte noch Voltaire einen Essay „des différents goûts des peuples“ schreiben, in welchem er seinen Franzosen an den epischen Literaturdenkmalen der Griechen, Römer, Italiener, Engländer, Spanier und Portugiesen zeigt, was eigentlich nationaler Geschmack in Poesie und Sprache sei; von den Deutschen spricht er gar nicht, weil sie offenbar weder Poesie noch Geschmack hatten. Heute besitzen wir eine Weltsprache und eine Weltliteratur.

Solche Gedanken kamen uns bei jenem Leydener Feste. Wir wurden inne, dass Deutschland nicht bloss geographisch in der Mitte liegt, sondern auch durch seine Geistesarbeit im Mittelpunkt der europäischen Bildung.

Keine andere Nation hatte entfernt so viele Gäste nach Leyden gesandt als die deutsche, denn fast jede unserer Universitäten war vertreten. Die Deutschen sind immer gerne dabei, wenn es ein Fest zu feiern gilt und dazu mochte auch die örtliche Nähe uns noch mehr als Andere nach dem stammverwandten Holland locken. Allein es lag auch ein tieferer Grund vor. „Die deutsche Universität“ ist erst repräsentirt, wenn alle deutschen Universitäten beisammen sind. Jede hat ihr Eigenthümliches, jede ist ein nothwendiges Glied des Ganzen und erst in dieser Vielgestalt erfüllt sich die geistige Einheit, welche uns Alle verbindet.

Die deutschen Universitäten sind nicht die ältesten in Europa. Der

Romane begann, was der Germane fortführte. Auch ist keine deutsche Universität jemals der akademische Mittelpunkt Europas gewesen, der Art, wie etwa die Universität Paris im vierzehnten Jahrhundert, als man Paris noch die Stadt der Philosophen nannte, — was uns heute kaum mehr in den Sinn kommen wird.

Allein wenn auch die deutschen Universitäten weder höchsten Alters noch höchster Herrschermacht sich rühmen können, so haben sie doch einen besonderen Ruhm für sich: sie haben die hohe Schule des Mittelalters herübergeführt in die Zeit der Renaissance und Reformation und in die Neuzeit. Sie sind der ursprünglichen Idee der Universität am treuesten geblieben und haben dieselbe doch am freiesten fortgebildet. Heute noch sind drei Perioden lebendig in Form und Geist unserer Universitäten: das Mittelalter, die Renaissance und die Gegenwart. Sie sind nicht die ältesten und nicht die historisch berühmtesten, aber sie sind die ächtesten Universitäten.

Hierin liegt die Anziehungskraft mitbedingt, welche sie auf die Jugend anderer Nationen üben. Die Zahl der an deutschen Universitäten studierenden Ausländer ist weit grösser als die entsprechende Ziffer bei den hohen Schulen Englands, Frankreichs, Italiens. Zu der Zeit als England und Frankreich mit ihrer politischen und wirthschaftlichen Macht schon weit über die Erde griffen und Deutschland noch in sich zurückgedrängt war, sind die Universitäten im partikularistischen Deutschland doch weit universaler angelegt gewesen als die hohen Schulen jener Nachbarländer, denen ein sehr partikulares Wesen eignet. Ein letzter leiser Abglanz des internationalen Charakters der mittelalterlichen Universitäten verblieb uns hier allezeit und bis auf diesen Tag. Und so erkennen und empfinden

wir in dem engeren Kreise einer jeden deutschen Universität, was wir zu Leyden unter den Gästen aus aller Herren Ländern so lebhaft erkannten und empfanden: die Heimat der Universität ist die ganze wissenschaftliche Welt.

Wie aber die Weltliteratur nur aus den Nationallitteraturen erwachsen kann und wie Weltpoeten gleich Homer und Shakespeare zugleich die ächtesten Nationalpoeten waren, so wird auch der Denker und Forscher nur dann den hohen Ruhm gewinnen, dass sein Schaffen der wissenschaftlichen Welt gehöre, wenn die „starken Wurzeln seiner Kraft“ im tiefsten Boden seines eigenen Vaterlandes ruhen.

Bei dem Worte Heimat denken wir zunächst an etwas Enges, Trautes. Wir denken an den kleinen Fleck Erde, wo wir das Licht der Welt erblickten, wir denken an das Haus, wo unsere Wiege stand, an die Bäume, unter denen wir als Kinder spielten. Wenn wir uns aber heute unter diese Bäume stellen, dann sehen wir von da in's weite Land hinaus, und nennen es Heimatland, wir sehen die Berge, wie sie in der Ferne verschwimmend den Horizont säumen und nennen sie Heimatberge. Und über den Bergen spannt sich das blaue Zelt des Aethers, und wir sagen, das ist der Himmel der Heimat. Und doch ist es derselbe Himmel, welcher die ganze Erde überspannt, und unsere Heimat war zuerst doch und wird zuletzt sein — unter'm Himmel.

Es ist eine enge, traute Heimat, die Sie, verehrte Kommilitonen, hier in diesem Hause, in diesen Räumen der Universität gefunden haben. Aber das Haus liegt in München, und München liegt in Bayern, und Bayern liegt im Deutschen Reiche und das Deutsche Reich gehört zum gesam-

ten Deutschland und die grosse deutsche Gemeinschaft aller Derer, die treuen Sinnes und reinen Herzens nach Erkenntnis streben, gehört der Menschheit, gehört der Welt.

Verehrte Kommilitonen! Ich soll Sie ermahnen in dieser Stunde. — Ich habe Sie ermahnt. Nicht indem ich Sie aufforderte, strebsam zu sein, fleissig und gesittet; das versteht sich von selbst; sondern indem ich Ihnen zeigte, welch eine schöne Heimat Sie durch das akademische Bürgerrecht gewonnen haben.

Und seiner Heimat soll man Ehre machen, vorab einer Heimstätte des Forschens und Denkens, des höchsten geistigen Strebens, welches die Welt umspannen möchte. Das äussere akademische Bürgerrecht haben Sie erworben durch die Matrikel; das tiefere, innere akademische Bürgerrecht müssen Sie sich täglich erarbeiten.

Fassen Sie dieses Bürgerrecht ernst und hoch, denken Sie gross von seinen Pflichten und von seinen Früchten! — und Sie werden noch in späten Tagen mit Stolz und Freude zurückdenken, wie Sie in Ihren Lehrjahren sich einstmals so beglückt daheim gefühlt haben in diesem Hause der Wissenschaft!

